

Wenn Schmetterlinge tanzen

"Warum bin ich vergänglich, o Zeus?" so fragte die Schönheit.
"Macht' ich doch", sagte der Gott, "nur das Vergängliche schön."
Und die Liebe, die Blumen, der Tau und die Jugend vernahmen's;
Alle gingen sie weg, weinend, von Jupiters Thron.

Johann Wolfgang von Goethe

Einen Text schreiben, der das Thema Lebensfreude behandelt? Ein Kinderspiel, könnte man meinen, vor Allem wenn es sich mit dem eigenen Lebensthema eins zu eins deckt. Ganz so einfach ist es vielleicht doch nicht. Als ich mir das Glück als solches genau betrachtete, erkannte ich, ganz deutlich, in seiner Beschaffenheit einen Abdruck. Ich rätselte eine Weile, doch ich begriff schließlich, dass dort in diesem Abdruck ein Überrest von altem Schmerz klebte. Dies ist meine Geschichte.

Ich bin in meinem Leben vielen Formen von Schmerz begegnet, es scheint eine Eigenart der Erfindung zu sein. Es gibt kein Leben ohne Schmerz, das ist der Preis. Sehr deutlich habe ich das erlebt, als ich mich, natürlich freiwillig, unter die Tätowiernadel legte. Mein rechter Knöchel ist nun, zugegeben, nicht immer, aber doch meist, ziemlich schick. Das schmucke Tattoo, das ich dort seit einigen Jahren trage, macht mich ziemlich glücklich. Es zeigt eine Fee mit Schmetterlingsflügeln, in meinen Lieblingsfarben, grün und lila, und darunter, in verschnörkelten Buchstaben einer fremden Sprache der Schriftzug: „Alle Menschen müssen sterben“. Die meisten schreckt das ab. Die meisten fragen auch nicht nach. Wenige wissen, was der Schriftzug für mich bedeutet. Es geht darum, bewusst zu leben, im Bewusstsein der eigenen Endlichkeit. Es soll mich daran erinnern, meinem Herzen zu folgen. Das zu tun, was mich glücklich macht.

Wissen Sie, wie groß die Wahrscheinlichkeit ist, mit der Diagnose "Eierstockkrebs" noch 18 Jahre weiter zu leben? Wenn einem die Ärzte, über den Daumen gepeilt, noch etwa drei Monate geben, höchstens? Nein, keine Ahnung? Ich auch nicht. Deshalb habe ich meinen Gynäkologen gefragt, er ist schließlich vom Fach. Er meinte trocken die Wahrscheinlichkeit sei nicht sehr hoch. Tja, ich hatte auf irgendeine Zahl gehofft, Ärzte sind in meinen Augen auch immer irgendwie Wissenschaftler. Seine Antwort war ziemlich lahm. Die Wahrscheinlichkeit, dass er, mein Gynäkologe, mit seinen rund vierzig Jahren aus dem wohlverdienten Urlaub in einem Sarg

zurückkehren würde, ist glaube ich, ähnlich gering. Tatsächlich hat sich beides so zugetragen, Wahrscheinlichkeit hin oder her.

Ich kenne, oder respektive kannte, zwei Frauen mit Ovarialkarzinomen. Wobei, wenn ich ehrlich bin, stimmt das nicht. Denn eigentlich kannte ich keinen von Beiden. Ab welchem Punkt kennt man einen Menschen? Die Frage ist zugegeben recht philosophisch. Ich weiß nichts von ihren Träumen, den Verletzungen, die ihnen das Leben beigebracht hat oder was ihnen wichtig war. Ich glaube, sie hatten, außer ihren mutierten Ovarien, nicht viel gemein. Außer vielleicht, dass sie schön waren. Und mein Leben berührten, sowie das meiner Mutter.

Meine Mutter kannte beide Frauen, die eine besser, die andere weniger gut. Sie spricht nicht sehr viel von ihnen. Doch das ist ihre Geschichte. Diese hier ist meine. Wobei sich unsere Leben natürlich etappenweise verschränken. Während wir uns so nahe waren, wie später nie mehr, hat sich etwas richtungsweisendes zugetragen. Davon möchte ich hier berichten.

Meine Mutter war im fünften Monat schwanger und schleppte sich mit einem Blutdruckmessgerät bewaffnet und schwer schnaufend über die "Gyn", der Station, auf welcher sie seit ihrem Abschluss arbeitete. Sie war kaum 20 Jahre alt und hatte zu der Zeit schon ein Kind, das daheim auf ihre Rückkehr wartete. Mein Bruder wurde zu der Zeit gut behütet von der Großmutter, meiner Oma. Während er sich zu Hause Rosinen in den Rachen stopfte bis er kotzte (er hegt auch heute noch eine große Abneigung gegenüber Rosinen), während er also kotzte und meine Oma vom Französischlernen ablenkte, betrat meine Mutter im Dienst das Zimmer einer Onkologie-Patientin, die sie ziemlich mochte. Diese Frau war schlicht und einfach was Besonderes. Hier muss ich mich ganz auf die Schilderungen meiner Mutter verlassen, da ich zwar vor Ort war, aber als unfertiges Etwas im wohligen warmen Uteruswasser keine ernstzunehmende Aussage machen kann.

Während meine Mutter den Blutdruck der Patientin maß und sich an ihrem strahlenden Wesen erfreute (die Sprache meiner Mutter ist zeitweise recht blumig) versprach sie ihr, dass ich, sollte ich denn ein Mädchen werden, ihren Namen tragen soll. Und so kam es. Ein paar Monate später kreischte ich munter durch den Kreissaal. Es gab eine neue Annabella in dieser Welt, neben dem sprechenden Weihnachts-kälbchen des Zeichentricks, der superbeliebten Baby-Puppe und zwei Liedern, die mich meine ganze Kindheit über begleiteten. Dass ich so „herrlich intellektuell“ war, hörte ich meinen Vater öfters fröhlich schmettern. Wenn ich traurig war, tröstete er mich mit seiner Interpretation von „Ronny's“ Hit aus dem Jahre 1964. Wobei es mich eigentlich nervte, wenn er „Kleine Annabell – musst nicht traurig sein“ mit seinem Bariton zum Besten gab. Wenn man's genau nimmt, ging es dabei ja stets um Annabell's - bei mir hängt hinten noch ein "a" dran. Soviel vorerst zu der Frau in meinem Leben, der ich meinen Namen verdanke. Auch heute noch sagen viele: Ach, was für ein schöner Name! Was mich früher genervt hat, kontere ich heute mit

einem „Danke, ich sag's der Mama.“ Annabella W. war die eine Frau in meinem Leben, die Eierstockkrebs hatte. Die Andere war meine Großmutter. Meine Oma.

Ich kann nicht sehr viel über sie erzählen, da sie leider starb, als ich gerade mal vier Jahre alt war. Interessant finde ich das Erinnerungsbruchstück, dass ich noch als junges Mädchen manchmal abends weinend im Bett saß. Auf die Frage meiner Mutter, was denn los sei, antwortete ich, dass ich meine Oma vermisse. Später gaben wir meiner Traurigkeit den Namen "Weltschmerz".

Es gibt ein paar Fragmente, die in Summe vielleicht mager, aber dennoch in der Tiefe eingepägt sind. Ich sehe meine Großeltern beispielsweise an einem frischen Sommermorgen auf der Terrasse in ihren Schafwollwesten sitzen und frühstücken. Die Sonne scheint, der Tag verspricht, wundervoll zu werden und wir Kinder, ich halte meine kleine Schwester an der Hand, damit sie nicht über ihre ungeschickten Füße stolpert, laufen über den Vorplatz auf sie zu.

Meine Schwester war nervenaufreibend lahm, doch ich vergebe ihr, sie hatte gerade erst laufen gelernt. Doch was sah ich da, als wir die weißen Steinstufen endlich erklommen hatten? Ich sah meine Oma, wie sie das Buttermesser ableckte. Das hat mich völlig aus dem Konzept gebracht, schließlich kann man sich dabei die Zunge absäbeln! Mein kindliches Weltbild wurde auf den Kopf gestellt, vermutlich hat sich die Sequenz deshalb eingekerbt.

Das Buttermesser stellte tatsächlich keine große Bedrohung dar, ganz anders diese wuchernden Dinger in ihrem Unterleib, die keiner sah. Sie hat dort in dieser Erinnerung ganz kurze Haare, das weiß ich noch genau. Es muss also der Sommer nach der erfolgten Chemo gewesen sein, ihr Haar wuchs nach. Meiner Omi ging es gut, abgesehen davon, dass sie die Unversehrtheit ihrer Zunge so leichtfertig aufs Spiel setzte.

Wir feierten ihren vierzigsten Geburtstag in diesem Sommer, es war ein großes Fest. Ich erinnere mich an keine Sekunde davon, doch ich kenne die Bilder im Album mit dem überdimensionalen, weiß-gelb gestreiften Partyzelt, und den Bildern von der Band. Mein Vater war Teil dieser Band - er spielte Akkordeon, was mir, auch heute noch, unglaublich peinlich ist. Weniger wegen des Instruments, mehr wegen des Fokuhila's und den quietschbunten Hemden. Mein Dad tut immer so, als wäre er wahnsinnig cool gewesen. Es fällt mir auch heute noch ziemlich schwer, das zu glauben, das nur so am Rande.

Auf einem der Fotos im Erinnerungsalbum tanzen meine Großeltern miteinander. Es ist ein hübsches Bild, sie Lachen, haben Spaß und sehen aus wie ein glückliches Paar. Dem Tod von der Schippe gesprungen, genießen sie das Leben. Im Herbst war sie tot.

Wenn ich meinen Opa danach fragte, wie es war, als sie starb, malt er heute noch ziemlich düstere Bilder. Sie sei elendig krepirt, sagte er einmal. In seinen Augen blitzte dabei ein solcher Zorn, dass mir ganz bang wurde. Dieser Zorn ist den Ärzten geschuldet. Er meint, sie hätten ihren Krebs falsch diagnostiziert. Oma hatte eine ziemlich aggressive Krebsform. Der Chemococktail, der ihr

verabreicht wurde, war, laut Opa, für eine andere, weit weniger schlimme Krebsart konzipiert. Ich bin keine Ärztin, ich kenne mich damit nicht aus. Für meinen Opa war die Sache klar. Er hegt heute noch keine sehr großen Sympathien für Ärzte und Krankenhäuser. Obwohl er seinen über und über tätowierten Onkologen ziemlich mag, wie ich den Eindruck habe. Doch ich schweife ab.

Er erzählte von den Tumoren, die ihren Körper entstellt hätten, den Geschwülsten unter der Haut, den Schmerzen, die sie gehabt habe. Ich weiß nicht, ob es eine tatsächliche Erinnerung oder eine Rekonstruktion durch seine Erzählungen ist, doch ich sehe meine Oma von der Verandatür aus auf dem Kanapee liegen. Sie windet sich unter Höllenqualen. Damals war man noch nicht so freigiebig mit den Morphinen wie heute. Man hatte Angst, die Todkranken könnten abhängig werden. Geht ja gar nicht. Man stelle sich vor, dass dann da im Himmel lauter Junkies rumhingen. Das heißt, wenn sie als Süchtige überhaupt reingekommen wären in den VIP Club der Seligen.

An dieser Stelle möchte ich einen Exkurs ins Leben meiner Mutter machen. Wie bereits erwähnt, hat sie die Ausbildung zur Krankenschwester absolviert. Nachdem sie drei Kinder geboren und aufgezogen hatte, kämpfte sie um ihr Recht wieder zu arbeiten. Mir persönlich wäre es lieber gewesen, wenn sie damit noch ein bisschen länger gewartet hätte. So musste ich mich um meine kleine Schwester kümmern. Das machte nicht so viel Spaß. Es war nämlich höchst herausfordernd, meine Schwester früh morgens zu wecken, wenn wir in die Schule mussten. Vor allem, weil sie nach mir schlug, wenn ich die Decke wegzog. Die notwendigen, drastischen Maßnahmen meiner Weckmethoden, ich hatte schließlich die Verantwortung, hält sie mir heute noch vor. Das kalte Wasser im Zahnputzbecher, dass ich ihr damals ins Gesicht kippen musste, förderte die Geschwisterliebe nicht unbedingt.

Nachdem meine Mutter sich ihr Recht erkämpft und anschließend ein Altenpflegeheim aufgemischt hatte, suchte sie sich eine neue Stelle. Sie hatte in der Zeit die Ausbildung zur Stationsleitung gemacht, um dem amtierenden Leiter klar zu machen, dass er eine Null ist. Dann wurde es Zeit für sie, zu gehen. Ich erinnere mich noch, wie sehr sie mit ihren Möglichkeiten haderte. Es gab entweder den Weg, in einem anderen Altenpflegeheim zu arbeiten, oder aber auf der Palliativstation anzufangen, die gerade dabei war, zu entstehen. Eine Neuheit in unserem kleinen Land. Sie entschied sich für Letzteres.

Ich glaube, diese Entscheidung war der Todesstoß für die Ehe meiner Eltern. Denn meine Mom wurde nicht nur noch wichtiger in ihrem Beruf und unabhängiger von ihrem Mann, sie war fortan einfach nicht mehr da. Sie arbeitete zwar nicht zu hundert Prozent und sie kochte vor, damit wir was Anständiges zu Essen hatten, wenn wir von der Schule kamen und doch, und das mag man als pubertierendes Mädchen sehr wohl spüren, sie war nicht da. Geistig abwesend bekam sie einfach nichts mit von der drückenden Traurigkeit bei uns zu Hause. Oder aber sie floh vor der Traurigkeit zu Hause in die Traurigkeit auf der Arbeit? Das ist zugegeben eine Spekulation. Ich bin schon so

manches Mal eingefahren, beim Versuch, die Psyche meiner Mutter zu analysieren, deshalb lasse ich das lieber.

Eines steht jedoch fest, ich habe den größten Respekt vor ihrer Arbeit. Vermutlich stellte ich mich auch deshalb wie eine Löwin vor sie, als es an Weihnachten zum großen Eklat, dem Showdown ihrer Ehe kam.

Meine Schwester und ich waren mit dem Zug zu ihr ins Krankenhaus gefahren. Mama hatte Tagdienst und wir wollten sie am frühen Abend abholen, um dann gemeinsam nach Hause zu gehen. Dort hatte Papa schon den Baum geschmückt und wartete mit dem Essen auf uns. Doch die Sterbenden hatten es an jenem Heiligabend scheinbar besonders brisant. Meine Mutter konnte nicht einfach so gehen, mir leuchtete das völlig ein. Dass es ziemlich fies war, meinen Dad nicht über diesen Umstand zu informieren, war mir damals nicht bewusst. Sie hätte uns doch ein Handy in die Hand drücken können, wir hätten Papa doch angerufen, hätten es ihm erklärt.

An jenem Abend gab es den ersten richtig großen Streit, der offen vor uns ausgetragen wurde. Wie gesagt, ich stellte mich damals schützend vor meine Mutter, schließlich hatte sie sterbende Menschen begleitet. Die kann man doch nicht so liegen lassen und erst am nächsten Tag weitermachen, wenn man wieder im Dienst ist! Die Wahrscheinlichkeit zu sterben, ist bei Sterbenden nämlich ziemlich groß. Die Sicht meines Vaters verstand ich erst etliche Jahre später. Sehr viel Zeit voller Wut und eisigem Schweigen lag dazwischen. Der Rosenkrieg hatte sein Übriges getan. Doch ich begriff irgendwann, dass er, mein Vater, der sich am Weihnachtsabend um alles kümmerte und auf uns wartete, auch wichtig gewesen wäre. Es kränkt einen doch, wenn Wildfremde stets wichtiger sind, als die eigene Familie.

Weshalb die Arbeit meiner Mutter hier so viel Raum einnimmt, hat einen Grund. Denn ohne ihre Berufung, und ich finde, es ist eine Berufung und nicht nur Beruf, hätte sich folgendes wahrscheinlich niemals zugetragen.

Ich frage mich manchmal, ob das Leben wirklich nur eine Aneinanderreihung von Zufällen ist, so wie es einem die Logik diktiert. Doch wie kann man noch an den Zufall glauben, wenn man dem Schicksal begegnet? Ich stelle mir ganz konkret die Frage, ob, in einer anderen Dimension, in der man sich für völlig andere Wege entscheidet, man nicht auch ein völlig anderer Mensch ist?

Es gibt Begegnungen, die einen prägen. Botschaften, die sich in die Materie einbrennen, man weiß, dass es dieses Phänomen so oder so ähnlich gibt. Epigenetik nennen es Wissenschaftler, doch zurück zum Kern der Geschichte, denn dorthin bewegen wir uns langsam. Dieser Kern offenbarte sich mir ungefähr um mein achtzehntes Lebensjahr herum.

Als meine Mutter von der Arbeit nach Hause kam, war sie völlig aus dem Häuschen. Sie erzählte mir ganz aufgeregt von einer Patientin. Das tat sie häufig. Auch wenn in der Regel keine Namen fielen. Diesmal fiel sehr wohl ein Name. Annabella W.

Ich kannte diesen Namen natürlich. Und nicht nur, weil es meiner war. Etwas Unglaubliches war geschehen. An jenem Tag war auf der Palliativstation genau die Frau aufgenommen worden, die vor etlichen Jahren meine Mutter mit ihrem Strahlen bezaubert hatte. Wie groß ist die Wahrscheinlichkeit, dass so etwas in der Realität tatsächlich geschieht? Ich bin kein Mathematiker und halte es hier in etwa so lahm wie mein toter Gynäkologe: sie ist nicht sehr groß. Dennoch hatten sich auf merkwürdige Weise die Dinge tatsächlich so zugetragen.

In der Hollywoodversion dieser Geschichte würde gleich der Rotstift gezückt werden, denn folgendes passt nicht hinein. Doch mir ist klar: das Leben besteht nicht nur aus klaren Linien und glatten Kanten. Es ist kein einfaches Puzzle, zumindest meines nicht. Meine Teile sind ausgefranst, abgeschabt, feucht geworden und aufgequollen, an manchen Stellen ausgeblichen. Ein paar sind sogar verschollen. Dabei bin ich noch nicht einmal dreißig. Doch das macht nichts. Es gibt neben all den unschönen, nämlich auch wirklich besondere, wunderschöne Teile. Mein Lebensbild wird dadurch, aus der Ferne betrachtet, wesentlich interessanter als die akkurat vorgefertigten und ordentlich gestanzten Leben der Anderen. Doch genug der Metaphern.

Ich steckte zu jener Zeit ziemlich tief im Morast der Depressionen. Die Auslöser und Umstände sind für diese Geschichte nicht ausschlaggebend. Wichtig war jedoch die Begegnung mit meiner Namensvetterin.

Meine erste Regung war reiner Stress. Ich wollte da nicht hin, war nicht bereit für so etwas. Ich war ein Wrack. Ich, meine Person, innen und außen, passte nicht zu dieser romantischen Geschichte meines Namens. Die strahlenden Schilderungen dieser schillernden Person blendeten mich schmerzhaft. Diese Frau, die dermaßen dem Tod trotzt, machte mir Angst. Sie kämpfte gegen den Tod, während ich mehr als einmal erwägt hatte, ihn dankbar zu umarmen. Ich war schlicht und einfach vollkommen überfordert. Meine Mutter war enttäuscht von meiner mangelnden Begeisterung. Sie sagte, ich solle am nächsten Tag auf die Station kommen, ich müsse diese Frau kennenlernen. Also tat ich, was ich musste. Die Abhängigkeit von meiner Mutter diktierte es mir. Ich fuhr also hin, ohne mir anmerken zu lassen, wie sehr es mich verunsicherte. Ich machte vorher noch einen Stopp in einem Blumenladen und kaufte, was mir passend schien. Es war eine orangene Papageienblume in einem schlanken Gesteck. Es schillerte. Es leuchtete, es war lebendig und fröhlich. Ich schleppte mich ins Krankenhaus, steuerte, wie abgesprochen, die Cafeteria an und da saß sie: Annabella W. Ich lernte sie kennen, doch viel mehr, als dass sie dunkles, welliges Haar hatte und dass ihr ausgemergelter Körper in einen Bademantel gehüllt war, weiß ich nicht mehr. Wobei sie sich sehr über die Blumen gefreut hat. Ich blieb nicht lange. Ich fühlte mich unwohl unter so vielen Fremden, hatte das Gefühl, sie würden mich alle verurteilen, glaubte, sie konnten unter meine Haut direkt in den Abgrund meiner faulenden Seele blicken. Ich flüchtete schnell wieder nach Hause, zurück in mein Versteck, in die Welt, in der ich mich zurecht fand.

Doch die Geschichte war noch nicht zu Ende. Ein paar Tage später ereignete sich etwas zugegeben Vorhersehbares. Meine Mutter kam frühmorgens aus dem Nachtdienst. Nachdem sie ein paar Stunden Schlaf nachgeholt hatte, rief sie mich zu sich. Ich wusste nicht, weshalb und war ein bisschen nervös. So saßen wir auf der Terrasse und rauchten, als sie mir eröffnete, dass Annabella W. in der letzten Nacht verstorben sei. Bei allen Erinnerungen, die im Morast dieser Jahre versumpft sind, den Blick aus den Augen meiner Mutter während ihrer Erzählung werde ich nie vergessen. Sie sagte, dass sie alles so hergerichtet hätte, wie es Annabella's Wunsch gewesen war. Kerzen brannten, das Licht war gedämpft und es roch nach dem Neroliöl, das sie so gerne hatte. Die Papageienblume stand ganz nah an ihrem Bett, gleich neben den weißen Engelsfiguren, die ihr Trost spendeten. Mit einer sachten Geste winkte Annabella meine Mutter heran und deutete auf einen Gegenstand. Meine Mutter nahm den kleinen, pausbäckigen Engel von ihrem Nachttisch. Er war nicht größer als eine Walnuss und sie legte ihn ihr in die Hand.

"Der ist für deine Tochter.", sagte sie leise und angestrengt. Ihre Lieder flatterten und sie schluckte. "Sag ihr, sie soll das tun, was sie glücklich macht!"

Meine Mutter versprach es ihr gerührt und nahm den kleinen Engel an sich.

Als sie später in dieser Nacht starb, öffnete Mom das Fenster einen Spalt, damit ihre Seele gehen konnte.

Im Morgengrauen erwies meine Mutter ihr die letzte Ehre. Sie wusch ihren Körper, kämmte und frisierte das Haar, trug zartes Makeup auf, genau so, wie Annabella es ihr Leben lang getragen hatte. Sie hatte ein Foto mitgebracht, damit es meiner Mutter leichter fiel, alles richtig zu machen. Annabella hatte sich ein Kleid mitgebracht, in dem sie verbrannt werden wollte. Es sah sehr edel aus, petrolblau und mit Goldfäden durchwirkt. Um die Schultern drapierte meine Mutter ein besticktes Tuch und an die Füße band sie die ausgewählten Schuhe. Sie waren superschick, Samtpumps mit hohen Absätzen. So lag sie da, hübsch hergerichtet, mit meiner Papageienblume zwischen den gefalteten Händen.

"Es war wunderschön.", erzählte meine Mutter. „Die Atmosphäre im Raum war so besonders, beinah magisch.". Mit Tränen in den Augen legte sie mir den Engel in die Hand.

Auch heute noch hat diese Figur einen Platz in meinem Zuhause. Zu sagen, ab diesem Moment sei alles anders geworden, wäre eine Lüge. Ich war noch jahrelang gefangen im Nebel der Depressionen, ganz nah am Abgrund der Existenz und auch heute noch blicke ich manchmal ängstlich in diese Tiefen zurück. Und doch habe ich diese Geschichte nie vergessen. Tu, was dich glücklich macht.

Damals war ich dazu nicht fähig, da ich nicht wusste, was Glück überhaupt ist. Heute ist das anders. Ich kenne meine Herzenswünsche, mein Sehnen hat klare Gestalt. Wann immer ich in die Arme meines Partners sinke, auf einem Berg stehe und die Sonne mir die Nase kitzelt, wann immer ich

über den Flieder im Garten streiche und lächelnd den Schmetterlingen bei ihren Tänzen zuschaue, wird es mir klar. Wenn ich den frischen Fahrtwind auf dem Rad spüre und ich den Lenker loslasse um meine Arme weit auszubreiten, umarme ich die Welt. Ich musste wohl erst den Tod kennenlernen, bevor ich anfangen konnte, wirklich zu leben.

Wenn ich heute ein gutes Buch aufschlage oder ein Kapitel zu Ende schreibe, weiß ich, dass ich in diesem Moment genau das tue. Ich lebe und tue das, was mich glücklich macht. Ein eher unkonventionelles Leben vielleicht, das mag sein. Doch wie viele Menschen folgen tatsächlich ihren Herzen? Wie viele oder wenige auch immer den Mut oder die Möglichkeiten dazu haben, eines verbindet uns alle: denn alle Menschen müssen sterben. Den meisten macht das ziemlich große Angst. Mir nicht. Denn ich habe schon mit jungen Jahren eine wichtige Lektion begriffen. Es ist die Vergänglichkeit, die das Leben schön macht.